

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang

* 1916 *

Sechster

Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Das Recht des Stärkeren. — Es ist schon so viel über Haiti geschrieben worden, Wahres und Erdichtetes, Mögliches und Unmögliches, daß man beginnt Berichte über die Zustände auf dieser „Perle“ der Antilleninseln mit einigem Mißtrauen zu

betrachten. Ich will hier aus der Fülle meiner Erlebnisse auf Haiti einiges herausgreifen und vorausschicken, daß die Republik in den rund hundert Jahren ihres Bestehens fast die gleiche Anzahl von Staatsoberhäuptern gehabt hat, darunter Kaiser, Könige, Herzoge und, seit ungefähr sechzig Jahren, Präsidenten.

Allgemeiner Hang zum Müßiggang, ermöglicht durch die gütige Mutter Natur, die hier ihre Gaben in reichstem Maße spendet, übermäßige Freiheiten und mangelndes Verständnis für staatliche und gesellschaftliche Wohlfahrt, dazu persönlicher Eigennuß, bilden die Ursache, daß in Haiti das gesamte Staatsleben zu einer Reihe von parlamentarischen Narrheiten und Skandalen, Gewalttaten und blutigen Aufständen geworden ist. Nur die gegenseitige Eifersucht der Großmächte ermöglicht den Fortbestand eines solchen staatlichen Zerrbildes, indem sie verhindert, daß die eine oder andere von ihnen, besonders Nordamerika, für das die Insel seit der Eröffnung des Panamakanals einen großen strategischen Wert bekommen hat, die Hand darauf legt. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß der Weltkrieg in seinen Folgeerscheinungen in Haiti wie in einigen ähnlich gearteten anderen Republiken gesündere Zustände hervorbringt. —

Am Abend eines glühendheißen Apriltages saß ich mit zwei ansässigen deutschen Herren in der weiten Halle des Hotel de France in Port-au-Prince. Die ersten Anzeichen der nahenden Regenzeit wurden bemerkbar. Schwere Gewitter, begleitet von böigen, heftigen Windstößen und vereinzelt wolkenbruchartigen Regengüssen, machten den Aufenthalt im Freien unmöglich und zwangen uns schließlich, auch die Türen zu schließen.

Wir unterhielten uns über das neueste Tagesereignis. Man hatte am Abend vorher den Kriegsminister Saïd Télémaque von der Straße aus, durch die Lehmmauern hindurch, in seinem Hause erschossen, und die haitianische Polizei machte die größten Anstrengungen, die Täter zu ermitteln. Fürchtete man doch in den politischen Kreisen den Ausbruch einer neuen Revolution,

und Präsident François Deuss Légitime war doch erst ganz kurze Zeit am Ruder!

Draußen war das Gewitter inzwischen zum Ausbruch gekommen. Grelle, grüngelbe Blitze durchzuckten in schneller Folge die Luft, furchtbare Donnerschläge ließen oft das ganze Gebäude erzittern. Das Gespräch stockte.

Plötzlich öffnete sich die Türe. In dem matten Lichte der Petroleumlampe erkannten wir einen herkulischen Neger, dessen goldstrotzende Uniform ihn als einen der zahllosen Generale der Republik erkennen ließ. Ihm folgten auf dem Fuße, ebenso triefend vor Nässe wie ihr Anführer, sechs Negersoldaten, die mit aufgepflanztem Seitengewehr vor der Türe Posten faßten.

Der General benützte die augenblickliche Stille zu einer Anrede: „Messieurs, im Namen der Republik Haiti fordere ich Sie auf, sich ruhig auf Ihren Plätzen zu verhalten und mir die Feststellung Ihrer Persönlichkeit zu gestatten. Bei Widerseßlichkeit müßte ich Gewalt anwenden.“

Dabei schritt er, den Revolver in der Hand, auf einen der zunächst sitzenden Gäste zu. Dieser, ein Engländer, ließ sich in seiner Unterhaltung nicht stören. „Ich bin Fremder, lassen Sie mich in Ruhe,“ sagte er kurz.

Der General stutzte einen Augenblick und wandte sich an den nächsten Gast, einen Mulatten.

„Ich bin Franzose — passez!“

Doch diesmal nahm der General die Antwort nicht so ruhig hin. Daß der weiße Engländer kein Haitianer sein konnte, bewies seine Hautfarbe; bei dem Mulatten aber war Zweifel gestattet. „Beweisen Sie das! Wo ist Ihre Legitimation?“

Aber der Mulatte wollte sich auf nichts einlassen. „Ich sagte Ihnen schon, daß ich Franzose bin. Ohne Genehmigung unseres Konsuls haben Sie kein Recht mich irgendwie zu verhören. Ich verweigere Ihnen meine Legitimation.“

Der General, den die spöttisch lächelnden Mienen der Umsitzenden reizten, wurde nervös. „Mein Herr, ich muß Gewalt anwenden, wenn Sie mir die Feststellung Ihrer Person ver-

weigern; ich habe strenge Befehle von meinem vorgesezten Minister."

"Ihr Minister geht mich gar nichts an. Wenn Sie mich nicht augenblicklich von Ihrer Gegenwart befreien, so besorge ich das selbst," rief der junge Mann zornig, indem er den Revolver zog und ihn drohend gegen den General richtete.

An der Türe entstand Lärm. Ein amerikanischer Schiffskapitän, der die Aufforderung des Generals nicht verstanden hatte, wollte das Haus verlassen. Die Soldaten verweigerten ihm den Ausgang. Nicht gewohnt, sich von einer haitianischen Behörde in seinem freien Handeln beschränken zu lassen, griff der Seemann mit jeder Hand einen der Soldaten und stieß sie so unsanft zur Seite, daß sie gegen die Nebentische flogen — dann ging er seelenruhig hinaus.

Die Aufmerksamkeit des Generals wurde durch diesen Vorfall von dem Mulatten abgezogen. Kaum hatte er den Rücken gedreht und einige Schritte gegen die Türe gemacht, als der Mulatte aufsprang und mit einem Schlage die Petroleumlampe hinunterwarf, so daß die ganze Halle plötzlich in tiefes Dunkel gehüllt war. Ein furchtbares Durcheinander entstand.

Stühle wurden umgestoßen, Gläser fielen klirrend zu Boden. Kommandorufe des Generals, dann schallendes Gelächter und Bravorufen.

Als der französische Wirt nach geraumer Zeit mit einer anderen Lampe erschien, war die Halle merklich leerer geworden. Der Mulatte war nach seinem gelungenen Angriff auf die Lampe aus dem rückwärtigen Fenster gesprungen und im Dunkel der Nacht verschwunden. Mit ihm hatten noch einige andere Gäste das Weite gesucht.

Der General gab weitere Versuche zur Festnahme Verdächtiger auf, dafür richtete sich seine ganze Wut gegen den amerikanischen Kapitän, der auf den Lärm hin zurückgekehrt war und sich nun von einem Landsmann die Bedeutung des Vorgangs erklären ließ.

Was sich dann draußen im Dunkel der Nacht unter strömendem Regen abgespielt hat, habe ich nicht beobachten können;

am nächsten Tage jedoch durchlief das Gerücht die Stadt, daß der amerikanische Gesandte von der Republik Haiti zwanzigtausend Franken Schadenersatz für Mißhandlung eines amerikanischen Untertanen verlangt und erhalten habe.

Drei Tage nach diesem Vorfall saß ich morgens bei Sonnenaufgang auf der Terrasse des Hotels beim Frühstück. Das Hotel liegt vor der Stadt am äußersten Ende des großen Exerzierplatzes, dessen nördliche Seite von den Mauern des christlichen Friedhofs abgeschlossen ist. Von der Terrasse hat man einen freien Ausblick auf die einmündende Hauptstraße. Es war ein für das dortige Klima frischer Morgen. Die Sonne war eben über den Horizont gestiegen und hatte noch nicht Zeit gehabt, die schweren Regentropfen, die glitzernd an den Blättern und Blumen hingen, zu trocknen. Über dem feuchten Rasen des ausgedehnten Exerzierplatzes lag noch der feine Schwaden der verdunstenden Feuchtigkeit.

Von der Stadt her bewegte sich ein seltsamer Zug gegen die Kirchhofsmauer. Dampfer Trommelwirbel tönte herüber, Bajonette blizten. Dem Zuge folgte ein geschlossener Karren.

Der Wirt trat zu mir und sagte: „Wenn Sie haitianische Politik in ihrer ganzen Scheußlichkeit sehen wollen, dann gehen Sie dort hinüber. Es werden wieder einmal ‚Rebellen‘ fusiliert.“

Ich ließ mich verleiten, das traurige Schauspiel aus der Nähe zu betrachten. Zwölf Negersoldaten, geführt von einem Offizier, begleiteten neun barhäuptige Zivilpersonen unter Trommelwirbel an die Kirchhofsmauer, an der sie der Rache eines politischen Gegners ihr Leben opfern sollten. Es waren meistens Leute in den mittleren Jahren, die sich infolge ihrer guten materiellen Lage oder durch höhere Bildung zu dem Range eines Generals „befördert“ hatten und in politischen Umtrieben zu Macht und Ansehen zu gelangen suchten. Unter ihnen erkannte ich den Mulatten, dem vor wenigen Tagen die Flucht aus der Halle des Hotels geglückt war. Sein böser Stern hatte ihn seinen Häschern doch wieder in die Fänge getrieben. Ein alter weißhaariger Neger war mit ihm zusammengefesselt.

Ich erwartete, auf den Gesichtern der zum Tode Verurteilten eine traurige oder finstere Miene zu sehen, und war erstaunt, sie in lebhafter Unterhaltung zu finden. Der Mulatte nickte mir sogar zu, wobei er bezeichnend die Achseln in die Höhe zog.

An der Mauer zog der Offizier ein Messer aus der Tasche und durchschnitt die Stricke, mit denen die Hände der Generale gefesselt waren. Darauf befahl er den Verurteilten, die Röcke auszuziehen, nahm die Kleidungsstücke über den Arm und trug sie zu dem Karren, vor dessen Deichsel er sie ins Gras warf.

Inzwischen war doch einigen der Verurteilten der Ernst ihrer Lage zum Bewußtsein gekommen; die Unterhaltung stockte, einige schüttelten sich die Hände zum letzten Abschied. Einen pechschwarzen jüngeren Mann, dessen Antlitz eine sichtlich fahle Färbung angenommen hatte, schien es besonders gepackt zu haben; er wankte und lehnte sich an die Mauer.

Der Offizier bot jedem eine Zigarette und einen Schluck Rum aus einer Flasche. Besonders der fahle Mann an der Mauer tat einen langen Zug.

Jetzt stieg die Sonne über die hohen Wipfel der Bäume empor. Ein langer, glänzender Strahl zitterte über das schmutzige Weiß der Kirchhofsmauer und spiegelte sich in den Gewehrläufen der angetretenen Soldaten. Der Säbel des Offiziers senkte sich, eine Salve krachte. Und als sich der Pulverdampf verzogen hatte, lagen sechs der Verurteilten regungslos auf dem feuchten Rasen. Der Mann an der Mauer stöhnte laut und hielt sich mit beiden Händen den Leib. Zwei, darunter der alte Mann, standen noch aufrecht und riefen höhrende Worte den Soldaten herüber. Eine zweite Salve. Der Urteilspruch war vollzogen. Oder doch nicht? Der Offizier nahm seinen Revolver vom Gürtel, ging auf die Gefallenen zu und betastete jeden einzelnen. Ein Knall, ein Gnadenschuß ins Ohr endete die Qualen der noch im letzten Todeskampfe zuckenden Unglücklichen.

Der Offizier, dessen Zigarette inzwischen nicht aus dem Mundwinkel gekommen war, kam zurück und setzte sich abwartend auf einen Stein neben seine im Grase liegenden, lustig plaudernden Soldaten.

So mochten sie wohl zehn Minuten dagelegen haben, als einer der Soldaten aufsprang und zu den Leichen der Gerichteten hinüberlief. Er beugte sich über die einzelnen Körper nieder, befühlte sie und rief dann seine Kameraden, die mit ihm die Leichen völlig entkleideten und in liebloser Weise die Körper der Unglücklichen in den inzwischen herangekommenen Wagen warfen. Der Deckel wurde zugeklappt, der Kutscher trieb laut schreiend seine Gäule an und war bald in der Richtung auf die Hauptstraße verschwunden. Mit ihm entfernten sich die wenigen Zuschauer des furchtbaren Dramas.

Unter den Zurückgebliebenen spielte sich indessen ein ebenso roher wie abstoßender Vorgang ab. Wie eine Schar hungriger Raubvögel stürzten sich die schwarzen Schergen auf die vom Lebenshauch der eben Gerichteten noch warmen Gewänder, und unter Streiten und Lachen suchten sie sich die einzelnen Stücke gegenseitig zu entreißen. Dann rief der Offizier zur Ordnung. Die Leute traten in Reih' und Glied und zogen, vergnügt über die so leicht erworbene Beute, der nahen Kaserne zu.

Die Republik war wieder einmal gerettet. Ferd. Emmerich.